

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 6

Artikel: Bande des Blutes : ein Roman [5. Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bande des Blutes

Ein Roman

Nach dem Leben erzählt von
ERNST ESCHMANN

5. Fortsetzung.

7.

Direktors waren zu Haus in der „Sonnhalde“ angelangt. Die Fahrt war trefflich vonstatten gegangen. Einen Augenblick lang war Marieli daran gewesen, sein Stimmlein zu erheben. Dann sprach ihm Fränzi zu, und gleich hatte es sich wieder beruhigt. Es schloß die Augen und schlief, bis sie ihr Ziel erreicht hatten. Noch schlafend wurde es ins Haus getragen und in sein Bettlein gelegt. Das Mädchen zog die Vorhängelein zu und ließ es ein Weilchen allein. Dann bekam es den Schoppen. Etwas verwundert schaute es drein. Wo war Anna? Jetzt erst entdeckte es, daß ein fremdes Wesen sich seiner annahm. Aber da es sah, daß es von lauter Liebe umgeben war, machte es sich keine weitem Gedanken und setzte sein Schläfchen fort.

Frau Ursula war glücklich, restlos glücklich. Heute war ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen: sie hatte ein Kindlein! Ihre ganze Sorge wollte sie ihm zuwenden. Fränzi half ihr, und Robert, ihr Mann, teilte ihre Freude und war unermüdlich, neue Dinge zu finden und zu erfinden, die zur Lust und zum Wohle Marielis dienten.

Die Frau Direktor kam nicht mehr dazu, so oft in die Stadt zu gehen. Von manchen Sitzungen zog sie sich zurück und blieb am liebsten daheim. Ihr war, ein neuer Geist sei in der „Sonnhalde“ eingezogen. Viel behaglicher waren die Räume geworden. In jeder Ecke hielt sich ein Kobold der Gemütlichkeit versteckt. Er verzauberte das Haus und schuf eine Stimmung, die alle erhob und in ihren Bann zog.

Ohne daß Marieli darum wußte, war es in den Mittelpunkt des Heims gerückt. Man richtete sich nach ihm. Um es nicht zu wecken, ging man auf den Zehen über die Treppen, zog die Türen sachte hinter sich zu und eilte beim ersten Ton des Anrufes ans Telephon, um die Glocke nicht lange läuten zu lassen.

Frau Ursula bemerkte auch, daß Robert öfters zu Hause blieb. Am Abend nach Feierabend trennte er ohne Umwege heim, und der erste Gang, den er gewöhnlich tat, führte ihn ins Kinderzimmer.

„Wie steht's mit Marieli?“ lautete die übliche Frage, und Frau Ursula gab ihm Antwort: „Es ist köstlich aufgelegt. Es hat seine Milch getrunken und seine Zeit geschlafen. Was wollen wir mehr!“

„Weißt du, Mutter“, bemerkte er einmal schelmisch, „wir dürfen es aber nicht verwöhnen. Wie leicht kämen wir dazu, wenn wir ihm alle seine Wünsche von den Augen lesen, du und ich und Fränzi und wer zu uns kommt.“

„Jetzt müssen wir noch keine Angst haben!“ beschwichtigte Frau Ursula ihren Mann. „Es ist noch so klein, und im Köpflein haben noch keine Fäulsen Platz.“

„Das wollt' ich nicht behaupten, und du wirst es bald sehen“, entgegnete der Direktor. Im Grunde aber war just er es, der jederzeit bestrebt war, Marieli eine Handreichung zu tun und ihm etwas näher zu bringen, nachdem es seine Fingerelein streckte.

Fränzi als geübtes Kindermädchen wußte jederzeit Rat, und wenn eine Störung im gesundheitlichen Befinden des Mägdleins im Anzug zu sein schien, wußte es gleich, was vorgekehrt werden mußte. Das schaffte Beruhigung. — —

Oben im „Rebstock“ war's, als sei die Hauptuhr im Betriebe abgestellt worden. Klaus Steffen genoß den Frieden. Die dienstbaren Geister verrichteten willig ihre Arbeit, und wenn er nach Hause kam, durfte er mit Befriedigung feststellen, daß alles im guten Geleise sich abgewickelt hatte.

Keine Justine fauchte mehr und brachte das ganze Hauswesen in Verwirrung. Madle und Züseli hatten sich in manche Aufgabe geteilt, der sich die Base sonst angenommen hatte. Man kam ohne Geräusch und Stichelei aneinander vorbei und dachte vorläufig gar nicht daran, eine neue Hilfe in den Dienst zu nehmen.

Der Wirt bemerkte: „Wenn ihr's so wollt, mir ist es recht“, und er genoß es, einen so geordneten Lauf der Geschäfte zu haben, fast wie zu der Zeit, da seine Frau Emma noch gelebt hatte.

Von Marieli war viel und jeden Tag die Rede. Was macht es und wie geht es ihm wohl? Es war schon vorgekommen, daß der Vater ins Kinderzimmer hinaufgestiegen war und die Tür leise geöffnet hatte. Dann auf einmal fiel ihm ein: Unser Marieli ist ja in der Stadt!

Und jetzt wurde ihm bewußt: er vermisse es. Ein liebes Würmlein war's gewesen. Aber gleich beim zweiten Gedanken wurde ihm klar: es war doch besser so. Jetzt hatte es alles, was es brauchte. Es war nicht, wie es hier oben gewesen, ein kleines Mädchen in einem großen Werke, dem man nicht immer seine Aufmerksamkeit schenken konnte. Ein paar Mal hatte Schwester Anna einspringen müssen, wenn die Gäste im Garten und in der großen Stube sich drängten, wenn sie ungeduldig wurden, mit den Stühlen rückten, an die Gläser klopfen und Miene machten aufzubrechen.

Liseli bedauerte jeden Tag, sein Gespänlein verloren zu haben. Es hatte freilich noch nicht mit ihm spielen können, aber es war mit Schwester Anna spazieren gegangen, hatte das Wägelchen schieben helfen, immer wieder hinter's Vorhänglein geguckt und Marieli liebe Wörtlein zugerufen. An einem schönen, sonnigen Plätzchen hatten sie Halt gemacht, und es hatte so lange gebettelt, bis ihm die Schwester eine Geschichte erzählte. Was für köstliche Märlein wußte sie, und immer neue, und eines lustiger als das andere!

Mit diesen Nachmittagen war es jetzt vorbei. So hielt sich Liseli mehr an Madle in der Küche und hing sich Züseli an die Schürze. Und jeden Abend fragte es den Vater: „Wann gehen wir in die Stadt zu Marieli?“

„Bald, bald!“ vertröstete er es.

„Morgen?“

„Vielleicht übermorgen!“ Klaus Steffen war auch begierig, sein Mägdlein wiederzusehen. Ob es den Vater noch kannte? Ob es dergleichen tat, wenn er zu ihm ans Wägelchen oder ans Bettlein trat?

An einem Nachmittag nahm er Liseli an die Hand und zog mit ihm talwärts. Das Mägdlein

jubelte. Es durfte Eisenbahn fahren, ans Fenster sitzen und nach den Schifflein schauen, in denen die Fischer ihre Netze warfen.

„Vater, weißt du auch ganz gewiß, wo das Marieli jetzt daheim ist?“

„Hab' keine Angst!“

„Wo ist es denn?“

„Oben am Berg, in der ‚Sonnhalde‘.“

„Scheint da die Sonne den ganzen Tag?“

Der Vater lächelte, und für sich machte er einen kleinen Spaß: „Ja, jetzt scheint sie den ganzen Tag bei Direktors.“

In der Stadt stiegen sie in einen blauen Tramwagen. Es ging kreuz und quer den langen Reihen der Häuser entlang. Der Wirt hatte noch etliche Besorgungen zu machen. Als er mit dem Notwendigsten zu Ende war, strebte er dem Berge zu. Die Villa des Direktors war bald erreicht. „Da müssen wir hinein?“ staunte das Liseli. Der stattliche Bau mit den großen Veranden und den schmiedeeisernen Geländern schien ihm Eindruck zu machen.

Schwester Fränzi schob das Wägelchen durch den Garten. Liseli rannte voran: „O das Marieli! Ich seh's. Es streckt sein Köpflein unter der Decke hervor.“

Frau Ursula hatte den Besuch bemerkt. Sie eilte ihm entgegen und begrüßte den Wirt. „Das freut mich aber, daß Sie einmal zu uns kommen.“

Er wurde ins Vestibül geführt. Fränzi brachte Marieli auf den Armen, und Liseli folgte ihm. Es getraute sich kaum, sich recht umzuschauen. Wie vornehm sah alles aus, die marmornen Treppen und die schönen Teppiche darauf, die Bilder an den Wänden und die Leuchter, die von der Decke hingen! Jetzt betraten sie das Kinderzimmer. Liseli stieß einen Ruf des Entzückens aus. Sein Blick fiel gleich auf den fröhlichen Kranz von Tieren, die sich an den Wänden hingen, während der Vater die schöne Anordnung des Zimmers ins Auge faßte, das weiße Mobiliar, das Tischlein, die Stühle, die bunt bestickten Decklein und die Lämpchen, die die Schwester jetzt andrehte, obschon es noch heller Tag war.

„O wie fein, wie fein!“ rief Liseli immer wieder. „Die vielen Lichtlein, und eines noch über Marielis Bettchen. wie ein Sternchen!“

Fränzi legte das Kindlein hinein und deckte es sachte zu. Jetzt war's, als ob es den Vater erkennen würde. Ging nicht ein Lächeln über sein Gesichtlein? Liseli langte nach seinen Händchen und schüttelte sie leicht.

Die Frau Direktor stand neben ihnen, und es erfüllte sie mit Genugtuung, als Vater Steffen bemerkte: „Unser Marieli hat's ja wie ein Prinzchen!“ Wenn er das Zimmerchen im „Nebstod“ daneben verglich, in dem das Mägdlein früher gelegen, dasselbe Zimmerchen, in dem auch Liseli schlief, war's ein Unterschied wie Tag und Nacht, und doch durfte er sagen: es fehlte zu Hause nichts. Nur daß nicht alles so glänzte, voller Spiegel, Teppiche und Vorhänge war.

Jetzt bat Frau Ursula ihren Besuch, er möchte ihr ins Eßzimmer folgen. Liseli dürfe bei Marieli bleiben, wenn es wolle, und Fränzi werde ihm noch allerlei schöne Sachen zeigen. Übrigens, der Herr Direktor werde bald da sein.

Es dauerte auch nicht lange, kam er aus dem Geschäft. Das Mädchen Gritli begann den Tisch zu decken, und bis das Abendessen in der Küche gerüstet war, setzte man sich in einen gemütlichen Plauderwinkel.

„Hat Ihnen mein Marieli schon viel Freude gemacht?“ erkundigte sich jetzt der Vater.

„Von Tag zu Tag mehr“, meldete die Frau Direktor. „Wir könnten uns gar nicht denken, wie es wäre ohne ihr Kindlein.“

Diese Worte gaben dem Vater zu denken. Was hatten Direktors im Sinn? Rechneten sie damit, Marieli für immer zu behalten? An so etwas hatte er eigentlich noch nie gedacht. Für diese schwierige Zeit, in der er jetzt lebte, für ein paar Monate, für ein Jahr, da es noch so klein und im „Nebstod“ nicht leicht zu betreuen war, hatte er Marieli gern in die Stadt gegeben. Von später war noch nie die Rede gewesen. Und er wollte jetzt auch nicht an das Weitere denken. Es fügte sich dann von selber, wie man sich einrichtete. Freilich, das mußte er sich sagen: so schön hätt' es Marieli nirgends bekommen. Was war das für ein Lebtage und für ein Trubel gewesen in der Krippe! Die vielen Kleinen, die wie junge Häslein am Boden herumkrappelten, sich aufrichteten und wieder hinpurzelten und die etwas Größern, die schon, unsicher wie auf einem Drahtseil, von

einem Ende der Stube ans andere zu gehen versuchten, lachten und schrien, wenn sie hinfielen, und die Kühnern, die auf alle Tische zu klettern versuchten, was war das für eine Gesellschaft! Und welche Arbeit hatten die Schwestern zu bewältigen, auf alle ihr Auge zu haben und aufzupassen, daß keines sich weh tat! Hier war Marieli nicht eines unter einem Duzend. Ganz für sich allein hatte es Schwester Fränzi, und diese besaß keine andere Aufgabe, als ihr Mägdlein zu behüten und ihm bei allem behilflich zu sein, was es den Tag über leistete.

Das Mahl war inzwischen gerüstet worden. Man setzte sich zu Tisch. Fränzi führte Liseli herein, zog sich aber gleich wieder zurück, da Marieli drüben in seinem Zimmer sein Trunklein hielt.

Liseli wußte nicht, wo's bewundernswerter war. Seine Blicke flogen von der kunstvoll verzierten weißen Decke auf den Tisch, auf dem es von silbernen Krügen und Kannen blitzte. Es staunte ob der blumengeschmückten Platten und Teller und Tassen, und lustig war's, daß es ein besonderes Gedeck bekam, auf dem die fröhlichsten Zeichnungen prangten. Ein Spitzbube war zu allerlei Streichen aufgelegt, machte einem Kaminsfeger eine lange Nase und stibizte einem Obsthändler einen großen roten Apfel aus einem Korb. Und dann die guten, süßen Sachen, die das Mädchen hereintrug! Wie die köstlichen Früchtekuchen dufteten! Und doch, noch mehr gelüstete es ein Stücklein von der Torte, auf die mit farbigem Zucker ein Körbchen voll der prächtigsten Blumen gemalt war.

Eine lebhafte Unterhaltung ging um den Tisch. Den Mittelpunkt bildete Klaus Steffen, der Wirt zum „Nebstod“. Es war ihm ganz unbehaglich, daß ihm so viel Aufmerksamkeit und Ehre zuteil wurde. Er gab sich Mühe, auch einen Beitrag zum kurzweiligen Geplauder zu leisten. Er berichtete manch lustiges Stücklein von seinen Fahrten im Lande herum und achtete gar nicht, wie weit die Zeit schon vorgerückt war. Plötzlich entdeckte er, daß er sich beeilen mußte, wenn er den vorgesehenen Zug noch erreichen wollte. Es gab ein rasches Aufbrechen und Abschiednehmen. Liseli und der Vater warfen noch schnell einen Blick ins Kinderzimmer und winkten Marieli ein

herzliches Lebewohl. Dann zogen sie miteinander bergab, durch die Dämmerung.

Die Nacht war schon hereingebrochen, als sie wieder daheim waren.

Klaus Steffen freute sich, daß er Marieli in so guter Verfassung angetroffen hatte, und Liseli konnte andern tags Madle und Züseli nicht genug erzählen, was es in der Stadt, bei Direktors und in der Bahn alles gesehen hatte. Und immer wieder jubelte es: „O wie fein, wie schön ist's gewesen!“

8.

Der Winter hielt Einzug. Dichte, große Flocken wirbelten über Stadt und Land, und bald legte sich ein weißes Linnen über die Wiesen und Dächer. Die Schritte, die durch die Gassen gingen, waren kaum hörbar. Das Leben, das sonst im Meer der Häuser sich so laut gebärdete, der Verkehr, der mit seinem Geratter der Wagen, mit seinem Rufen und Schreien so viel Unruhe schaffte, sie waren gedämpft. Man überlegte sich's zweimal, wenn man auf die Straße gehen mußte und blieb am liebsten zu Hause.

Frau Ursula machte sich's behaglich in der warmen Stube. Sie nahm eine Strickarbeit zur Hand, und gemeinsam mit Fränzi strickte sie Häubchen und Röcklein für Marieli. Sie empfand gar nicht mehr das Bedürfnis, jeden Tag in die Stadt zu laufen. Es gab Wochen, da sie keinen Schritt ins Freie tat. Ein ganz neues Glück hatte sie entdeckt, und eine Zufriedenheit erfüllte sie, die sie bis jetzt nie in dieser göttlichen Weise gespürt hatte. Wünsche verstummten, und wenn man in andern Wintern sich besann, was man sich für Vergnügen und Abwechslungen verschaffen wollte, tauchten jetzt diese Fragen kaum mehr auf. Das Theater wurde vernachlässigt, und die schönsten Filme lockten wenig. Viel behaglicher war's doch, in der Stube zu sitzen, bei Marieli zu bleiben, nähernd und strickend das Wägelchen hin und her zu schieben und zu verhüten, daß das Kindlein einer kleinen Unbequemlichkeit wegen sich bemerkbar machte. Auch so vergingen die Nachmittage wie im Flug. Ganz leise sang in einem Winkel die Musik des Radios, Geschichten wurden erzählt, Theater-

stücke aufgeführt, dazu klapperten die Nadeln und knackte eine Schere, und es wurde Abend, man wußte nicht wie.

Gegen halb sechs Uhr kehrte der Direktor heim und trat gleich ans Wägelchen. „Was macht unser Kindlein?“ fragte er, und sann auf einen Scherz, um die Aufmerksamkeit des Mägdleins auf sich zu lenken. Es tat die Auglein auf, Mäulchen und Wänglein begannen sich zu bewegen, und ein Lächeln ging über sein Gesichtlein. Es streckte ihm ein Händlein entgegen und strampelte mit den Beinchen. Postausend, wie munter es doch war! Es ging ihm gut.

Schwester Fränzi legte es alle paar Tage auf die Waage. Der Zeiger gab an, wie es gedieh. Es hätte dieses Beweises gar nicht bedurft. Man sah ihm an, was für Fortschritte es machte.

Noch im letzten Winter hatten Direktors große Gesellschaften veranstaltet. Gäste waren zu einem feinen Mahle geladen worden. Man tafelte und trank bis in die späte Nacht. Man musizierte, hielt Reden, schlug geräuschvoll mit den Gläsern an und gab sich nach Mitternacht im großen Salon dem Tanzvergnügen hin. In diesem Jahre dachte niemand an ein solches Fest. Marieli hätte nicht seine Ruhe, es ängstigte sich und wußte bei diesem lauten Treiben gar nicht, was sich neben und über ihm ereignete. Später konnten diese Einladungen wieder aufgenommen werden, aber einstweilen freute man sich allein der stillen Häuslichkeit und befand sich trefflich dabei.

Weihnachten rückte. Frau Ursula bereitete ein Bäumlein vor. Viel Kugeln und Fäden und glitzernde Sterne heftete sie daran. Süßigkeiten aller Art wurden gebacken und in die Zweige gehängt, neben Schokolade-Zigaretten, Raminfegern und Marzipansternen. Zuoberst im Wipfel saß ein Engelein und breitete seine Flügel aus, als wollte es just einen Flug in die Stube unternehmen. Unendlich viel Arbeit hatte dieser goldene Tand, der wollige Schnee auf den Zweigen und das Aufstecken der Kerzlein gekostet. Als die Stunde da war und die Lichtlein brannten, wurde Marieli hereingetragen. Weit auf tat es die Auglein, staunte die Pracht der goldenen Flämmlein an, suchtelte mit den Händchen und suchte, das eine und andere der Klingeln und Trompetchen zu erlangen. Es wußte noch nicht, was das alles

bedeuten sollte. Nur eines ahnte es: ein Freudenfest war's, und es hatte Teil daran und fragte sich, was es mehr bewundern sollte: den Glanz in der Stube, den Duft, der ihm entgegenströmte, die Musik, die erklang oder die Wunderkerzlein, die als silbersprühende Stäblein aufleuchteten und einen Regen von Sternchen nach allen Richtungen aussandten. Marieli lachte laut auf, suchte mit einem Händchen so ein winziges Sternlein zu erhaschen, da war es schon fort und mit hundert andern am Boden zerstäubt.

Der Direktor hatte Marieli auf die Arme genommen und spazierte mit ihm rund um das Bäumlein. Nun streckte ihm Frau Ursula die Hände entgegen. Auch sie wollte es haben und so recht mit ihm die Weihnachtsfreude erleben. Noch nie hatte sie dies gekonnt, und just um Weihnachten herum war sie trotz aller Aufmerksamkeit und reichen Geschenke, mit denen sie Robert überraschte, oft traurig und im Tiefsten ihres Herzens unglücklich gewesen.

Was war Weihnachten ohne Kinder! Ein Winter ohne Schnee, ein Baum ohne Äpfel, eine Wiese ohne Blumen, ein Fest ohne Musik, ein Himmel ohne Sterne!

Und jetzt zum erstenmal ward ihnen eine Weihnacht zuteil, wie sie sie selber noch als Kinder genossen hatten. Ja heute waren sie wieder Kinder geworden, und eine Ahnung des Glückes ging in ihnen auf, wie es damals sie in selige Aufregung versetzt hatte, vor 35, vor vierzig Jahren!

Über die Schwelle des neuen Jahres schritten sie auch mit frohen Gedanken und in bester Zuversicht. Eine schöne Zeit sahen sie vor sich, und sie wußten, daß sie noch schöner wurde. Wenn Marieli auf seinen Beinchen stehen konnte, wenn es versuchte, durch die Stube zu spazieren, die

ersten Wörtchen stammelte und Papi und Mami rief.

Die guten Fortschritte, die es machte, hielten an. Wenn Frau Ursula einmal nicht abkömmlich war, nahm sich Fränzi seiner an, und Gritli war auch noch da, die gelernt hatte, wie man so ein Kindlein pflegte, daß ihm nichts mangelte.

Die „Sonnhalde“ war ohne Marieli gar nicht zu denken. Ein stiller Kummer beschäftigte die Direktorsfamilie indes immer mehr. Ob sie Marieli behalten durften? Jetzt wußten sie: sie möchten es ganz zu eigen haben, für immer! Was Klaus Steffen, der Wirt im „Rebstock“, dazu sagte, wenn sie ihm von ihrem Plane eine Andeutung machten! Und was geschähe, wenn er den Kopf schüttelte und kurzweg erklärte: ich nehme das Mägdlein wieder heim, als Vater trage ich die weitere Verantwortung! Sie konnten es gar nicht ausdenken, wie ihnen wäre. Marieli gehörte in ihr Haus. Tagtäglich verwuchs es enger mit ihm, mit allen, die in der „Sonnhalde“ aus- und eingingen.

Gelegentlich flogen ein paar kurze Nachrichten von der Stadt aufs Land, vom Land in die Stadt. Klaus Steffen, der Wirt, war kein Freund des Schreibens. Seine Vereinbarungen traf er gerne mündlich, und da aus der Stadt stets erfreuliche Berichte über das Gedeihen Marielis eintrafen, da er etliche Male auch Gelegenheit gefunden hatte, nach erledigten Geschäften in der Stadt einen Sprung in die „Sonnhalde“ zu tun, lag keine Notwendigkeit zu einem längern Besuche vor. Aber jetzt flog ihm eines Tages ein Rärtchen zu, auf dem er ausdrücklich gebeten war, der Familie Haller ein Stündchen zu widmen. Was es wohl war, das sie zu besprechen hatten?

(Fortsetzung folgt.)

Auf winterlicher Wacht

Kurt Leuthard

Wenn ich kein Feuer in mir brennen hätte,
so fröre meine Seele nächtlich ein,
ich stünde tot wie jene Baumskelette,
ich konnte nicht dies stolze Einsamsein.

Mich aber wärmt von innen her das Feuer,
und die Gefahren schärfen Aug' und Ohr.
Trifft mich der Eiswind: höher nur und neuer
schlägt hell die Flamme tief in mir empor.

Ich will sie als ein Heiligtum bewachen
wie diesen Erdfleck. Standhaft steh ich da.
Mag düster mich der Himmel überdachen:
Noch ist der Wächter aller Wächter nah.